

SHEA ERNSHAW

DER  
FLUCH  
DER DREI  
HEXEN


Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Wicked Deep*  
erschien 2018 im Verlag Simon Schuster Books.  
Copyright © 2018 by Shea Ernshaw

1. Auflage Dezember 2022  
Copyright © dieser Ausgabe  
2022 by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-034-2  
eBook 978-3-98676-035-9



Für meine Eltern,  
die meine verwegene Fantasie  
stets ermutigt haben.

*Wenn es Magie auf diesem Planeten gibt,  
dann ist sie im Wasser zu finden.*

Loren Eiseley



# DAS MEER

Drei Schwestern trafen 1822 in Sparrow, Oregon, ein – an Bord eines Pelzhandelsschiffs namens *Lady Astor*, das später in jenem Jahr im Hafen gleich hinter dem Kap sank.

Sie waren unter den Ersten, die sich in der neu gegründeten Küstenstadt niederließen, und betraten das Neuland mit großen, staksenden Schritten wie Vögel mit welligem Karamellhaar und pastellfarbener Haut. Sie waren Schönheiten – zu schön, sagten die Leute im Städtchen später. Marguerite, Aurora und Hazel verliebten sich oft und üblicherweise in die falschen Männer, nämlich in diejenigen, deren Herz bereits einer anderen gehörte. Sie waren kokett und verführerisch und die Männer vermochten ihnen nicht zu widerstehen.

Aber die Einwohner von Sparrow sahen weit mehr in den Schwestern: Sie hielten sie für Hexen, die Männer mit einem Zauber belegten, um sie untreu zu machen.

Es war Ende Juni und der Mond war nicht mehr als eine dünne Sichel am verhangenen Himmel, als den Schwestern daher Steine um die Knöchel gebunden wurden, und dann wurden sie gleich hinter dem Kap

in den Ozean geworfen, wo sie auf den Grund hinabsanken und ertranken. Genau wie das Schiff, auf dem sie hergekommen waren.



Ich besitze ein altes Schwarz-Weiß-Foto, das in den 20er-Jahren aufgenommen wurde. Darauf ist eine Frau aus einem Wanderzirkus zu sehen, die in einem riesigen Wassertank schwebt. Ihr blondes Haar wogt um ihren Kopf, die Beine sind in einer falschen Meerjungfrauenflosse verborgen, die aus metallisch glänzendem Stoff gemacht und so genäht ist, dass es aussieht, als wären es Schuppen. Sie ist zartgliedrig und engelhaft, hält mit schmalen, fest zusammengepressten Lippen den Atem in dem eisigen Wasser an. Mehrere Männer stehen vor dem gläsernen Tank und starren sie an, als wäre sie echt. So leicht getäuscht von diesem Schauspiel.

Jedes Frühjahr denke ich an diese Fotografie, wenn das Gemurmel wieder durch das Städtchen Sparrow zu wandern beginnt, das Gemurmel über die drei Schwestern, die jenseits des Hafenschlunds ertränkt wurden, hinter Lumiere Island, wo ich mit meiner Mutter lebe. Ich stelle mir vor, wie die drei Schwestern wie zarte Gespenster in den dunklen Schatten unter der Wasseroberfläche treiben, schillernd und konserviert wie die Meerjungfrau vom Tingeltangel. Strampelten sie, um über der Wasserlinie zu bleiben, als man

sie vor 200 Jahren ins tiefe Wasser zwang, oder ließen sie sich vom Gewicht ihres jeweiligen Steinbrockens schnell hinuntertragen auf den kalten, felsigen Grund des Pazifiks?

Morgennebel schliert trüb und klamm über die Oberfläche des Ozeans zwischen Lumiere Island und dem Städtchen Sparrow. Das Wasser ist ruhig, als ich zum Dock hinuntergehe und mich daranmache, das Skiff loszubinden – ein Boot mit flachem Boden, zwei Banksitzen und einem Außenbordmotor. Es ist nicht ideal, um in Stürmen oder bei starkem Wind zu manövrieren, reicht aber völlig aus, um rasch in die Stadt und zurück zu gelangen. Otis und Olga, zwei orange-farbene Tigerkatzen, die vor zwei Jahren als Kätzchen auf mysteriöse Weise auf der Insel aufgetaucht waren, sind mir bis ans Wasser gefolgt und miauen hinter mir her, als würden sie meine Abfahrt beweinen. Ich verlasse die Insel jeden Morgen um diese Zeit, setze tuckernd über die Bucht, bevor die Glocke zur ersten Stunde läutet – Wirtschaft in globaler Betrachtung, ein Fach, mit dem ich niemals etwas anfangen werde –, und sie folgen mir jeden Morgen zum Dock. Der periodische Lichtstrahl des Leuchtturms schwenkt über die Insel und streift einen Moment lang eine Silhouette, die am felsigen Westufer auf der Klippe steht: meine Mutter. Die Arme verschränkt in ihrem kno-tigen kamelhaarfarbigen Pullover, der eng um ihren zerbrechlichen Oberkörper geschlungen ist, starrt sie auf den weiten Pazifik hinaus, wie sie es jeden Morgen tut. Sie wartet auf jemanden, der nie zurückkehren wird: meinen Vater.

Olga reibt sich an meiner Jeans, reckt den knochigen Rücken zum Buckel und hebt ihren Schwanz, will mich dazu bringen, sie hochzuheben, aber ich habe keine Zeit dafür. Ich ziehe mir die Kapuze meiner marineblauen Regenjacke über den Kopf, steige ins Boot und zerre an der Leine des Motors, bis dieser stotternd zum Leben erwacht. Dann lenke ich das Boot in den Nebel hinaus. Ich kann weder das Ufer noch den Ort Sparrow durch die trübe, feuchte Schicht erkennen, aber ich weiß, dass sich beides dort befindet.

Hohe Masten ragen wie Säbelzähne aus dem Wasser hervor. Landminen, Schiffswracks vergangener Zeiten. Wenn man sich nicht auskennt, könnte man mit dem Boot leicht in eins der Wracks geraten, von denen in diesen Gewässern immer noch ein halbes Dutzend herumspukt. Unter mir liegt ein Netzwerk aus Metall, das von einer Kruste aus Rankenfußkrebsen bedeckt ist, verrosteten Kettengliedern über zerbrochenem Bug und Fischen, die in verrotteten Bullaugen ein Zuhause gefunden haben, während das Tauwerk schon längst vom salzigen Wasser zerfressen ist. Es ist ein Schiffsfriedhof. Aber wie die hiesigen Fischer, die durch den tristen Dunst hinaus ins offene Meer tuckern, kann ich durch die Bucht mit vor Kälte zusammengekniffenen Augen navigieren. Das Wasser ist tief hier. Riesige Schiffe brachten einst über diesen Hafen Vorräte und Nachschub ins Land, aber heute nicht mehr. Jetzt blubbern nur noch kleine Fischerboote und Touristenkähne hier hindurch. Diese Gewässer sind voller Gespenster, sagen die Seeleute bis heute – und sie haben recht.



Das Skiff stößt gegen Dock elf, Liegeplatz Nummer vier, wo ich das Boot parke, solange ich im Unterricht bin. Die meisten 17-Jährigen haben Führerscheine und durchgerostete Karren, die sie auf Craigslist gefunden oder von älteren Geschwistern übernommen haben. Ich habe stattdessen ein Boot. Mit einem Auto könnte ich nichts anfangen.

Ich hänge mir die Segeltuchtasche über die Schulter, die unter dem Gewicht der Schulbücher nachgibt, und dann jogge ich die grauen, glitschigen Straßen zur Sparrow High School hinauf. Der Ort wurde erbaut, wo zwei Bergzüge sich treffen – eingeklemmt zwischen der See und den Bergen –, und das sorgt dafür, dass Schlammlawinen hier viel zu alltäglich sind. Eines Tages wird das Städtchen wahrscheinlich komplett davongespült werden. Es wird hinunter bis ins Wasser geschoben und unter zwölf Metern Regen und Schlick begraben werden. In Sparrow gibt es keine Fast-Food-Ketten, keine Einkaufszentren oder Kinos, keinen Starbucks – wir haben immerhin eine Drive-through-Kaffeebude. Unser kleines Städtchen besteht abgeschirmt von der Außenwelt, in der Zeit gefangen. Wir haben eine Einwohnerzahl von sage und schreibe 2024 Seelen. Aber diese Zahl wächst jedes Jahr am 1. Juni immens an, wenn die Touristen im Ort einfallen und alles übernehmen.

Rose steht auf dem abschüssigen Rasen vor der Sparrow High und tippt etwas in ihr Handy ein. Ihre wilden, zimtroten Haare sprießen in unbändigen Locken aus ihrer Kopfhaut, was ihr zuwider ist. Aber ich habe sie immer beneidet, weil ihr quicklebendes Haar

sich nicht bändigen oder hochbinden oder mit Spannen am Kopf feststecken lässt, während meine glatten nussbraunen Haare sich eben auf keinerlei Weise locker und fröhlich in Form bringen lassen – und ich habe es wirklich versucht. Aber gerades, glattes Haar bleibt stets gerades, glattes Haar.

»Du lässt mich heute Abend aber nicht im Regen stehen, oder?«, fragt sie, als sie mich sieht; beide Augenbrauen gekrümmt, während sie ihr Handy in die einstmalige weiße Schultasche fallen lässt, die mit Sharpies und breiten Farbstiften vollgekritzelt ist, sodass sich nun eine Collage aus wirbelndem Mitternachtsblau, Grasgrün und Kaugummirosa darüber ausbreitet – buntes Graffiti, das keine Stelle ausgelassen hat. Rose will Künstlerin werden – Rose *ist* eine Künstlerin. Sie ist fest entschlossen, nach Seattle zu ziehen und aufs Kunstinstitut zu gehen, wenn wir unseren Abschluss haben. Und sie erinnert mich fast im Wochenrhythmus daran, dass sie nicht allein dorthin will und ich mit ihr kommen und ihre Mitbewohnerin sein soll. Seit dem ersten High-School-Jahr habe ich es geschickt vermieden, mich darauf festzulegen.

Es ist nicht etwa so, dass ich nicht ebenfalls dieser verregneten, furchtbaren Stadt entkommen möchte, denn das will ich. Aber ich fühle mich gefangen, und das Gewicht der Verantwortung lastet schwer und sicher auf mir. Ich kann meine Mutter nicht auf der Insel alleinlassen. Ich bin alles, was sie noch hat – das Einzige, was sie noch in der Wirklichkeit verankert hält. Und vielleicht ist es töricht, naiv sogar, aber ich habe auch noch Hoffnung, dass mein Vater eines Tages

zurückkommt. Er wird wie durch Magie auf dem Dock auftauchen und zum Haus hinaufstapfen, als wäre kaum Zeit vergangen. Und für den Fall, dass das geschieht, muss ich hier sein.

Aber nun geht unser vorletztes Schuljahr dem Ende zu und unser letztes steht bald bevor, und ich bin gezwungen, über den Rest meines Lebens nachzudenken und die Tatsache in Betracht zu ziehen, dass meine Zukunft womöglich genau hier in Sparrow liegt. Vielleicht werde ich diesen Ort nie verlassen. Vielleicht sitze ich fest.

Ich werde auf der Insel bleiben und den Leuten die Zukunft aus den verschmierten Überresten der Teeblätter in weißen Porzellantassen lesen, genau wie meine Mom das getan hat, bevor Dad verschwand und nie wieder zurückkehrte. Die Einheimischen lenkten ihre Boote quer durch den Hafen, manchmal heimlich unter einem geisterhaften Mond, manchmal mitten am Tag, weil sie eine dringende Frage hatten, auf die sie eine Antwort brauchten, und dann saßen sie in unserer Küche, klopfen mit den Fingern ungeduldig auf dem massiven Holztisch herum und warteten darauf, dass Mom ihnen ihr Schicksal enthüllte. Und nachher ließen sie gefaltete oder zerknitterte oder flach gebügelte Geldscheine auf dem Tisch, bevor sie gingen. Mom ließ die Scheine in eine Mehl-dose gleiten, die sie auf dem Regal neben dem Herd aufbewahrte. Und vielleicht ist dies das Leben, das mir bestimmt ist: am Küchentisch sitzen, während sich der süße Duft von Kamille oder Orangen-Lavendel-Tee in meinem Haar festsetzt, mit dem Finger den Rand

einer Tasse nachfahren und Botschaften im wirbelnden Chaos der Teeblätter finden.

Meine eigene Zukunft habe ich schon viele Male in diesen Blättern erspäht: ein Junge, der von jenseits des Meeres herübergeweht wird und auf der Insel Schiffbruch erleidet. Sein Herz schlägt wild, sein Körper ist aus Sand und Wind geformt. Und mein Herz kann ihm nicht widerstehen. Es ist dieselbe Zukunft, die ich immer wieder in den Teeblättern gesehen habe, seit ich fünf war. Damals zeigte meine Mom mir, wie man aus dem Teesatz liest. *Dein Schicksal liegt am Boden einer Teetasse verborgen*, hatte sie mir oft zugeflüstert, bevor sie mich ins Bett scheuchte. Und der Gedanke an diese Zukunft rührt sich jedes Mal in mir, wenn ich darüber nachdenke, Sparrow zu verlassen – so als würde die Insel mich zurückholen, weil mein Schicksal hier verankert ist.

»Ich kann dich nicht im Regen stehen lassen, wenn ich nie zugesagt habe, dass ich hingehe«, erwidere ich auf Rose' Frage.

»Ich werde nicht zulassen, dass du schon wieder eine Swan-Party verpasst.« Sie verlagert ihr Gewicht, schiebt die Hüfte seitlich vor und umfasst den Schultergurt ihrer Schultasche mit dem rechten Daumen. »Letztes Jahr musste ich mit Hannah Potts reden, bis die Sonne aufging, und das mache ich sicher nicht noch mal.«

»Ich werde drüber nachdenken«, gebe ich zurück. Die Swan-Party diene immer schon einem doppelten Zweck: Sie markiert den Beginn der Swan-Saison und feiert gleichzeitig das Ende des Schuljahrs. Sie ist ein alkoholgetriebenes Fest, eine merkwürdige Mischung

aus aufgeregter Freude, von Unterrichtsstunden, Lehrern und Überraschungstests befreit zu sein, vermengt mit dem heraufziehenden Schrecken der Swan-Saison. Üblicherweise besaufen sich die Leute viel zu sehr und niemand kann sich hinterher an irgendetwas erinnern.

»Nicht nachdenken, einfach machen. Wenn du zu lange über irgendwas nachdenkst, redest du es dir jedes Mal aus.« Sie hat recht. Ich wünschte, ich würde hingehen wollen. Ich wünschte, ich würde mir etwas aus Partys am Strand machen. Aber bei solchen Events habe ich mich nie wohlfühlt. Ich bin das *Mädchen, das auf Lumiere Island wohnt*, dessen Mom wahn-sinnig wurde und dessen Dad verschwunden ist. Das Mädchen, das nach der Schule nie mit den anderen im Ort herumhängt. Das Mädchen, das seine Abende lieber damit verbringt, Gezeitentabellen zu studieren und Boote in den Hafen einfahren zu sehen, als Biere zu kippen mit Leuten, die ich kaum kenne.

»Du musst dich auch nicht verkleiden, wenn du nicht willst«, fügt sie hinzu. Mich zu verkleiden war nie eine Option. Im Gegensatz zu den meisten Einwohnern von Sparrow, die ein Kostüm aus dem frühen 19. Jahrhundert ganz hinten in ihrem Kleiderschrank für die jährliche Swan-Party bereithalten, habe ich so was nicht.

Die Warnglocke für die erste Stunde klingelt, und wir folgen der Parade der Schülerinnen und Schüler durch den Haupteingang. Der Flur riecht nach Bodenwachs und verrottendem Holz. Die Einscheibenfenster sind zugig; der Wind lässt das Glas in den Rahmen jeden Nachmittag klirren. Die Deckenleuchten flackern und

summen. Keiner der Spinde schließt richtig, weil sich das Fundament um mehrere Grad geneigt hat. Hätte ich eine andere Stadt, eine andere Schule gekannt, fände ich diesen Ort vielleicht deprimierend. Aber stattdessen fühlt sich der Regen, der bei Winterstürmen durch das Dach dringt und auf Schultische und in Flure tropft, lediglich vertraut und nach zu Hause an.

Rose und ich haben die erste Stunde nicht zusammen Unterricht, also laufen wir gemeinsam bis zum Ende von Korridor A und halten vor dem Mädchenklo inne, bevor wir getrennte Wege gehen.

»Ich weiß bloß nicht, was ich meiner Mom sagen soll«, erkläre ich und kratze einen Rest Blueberry-Blitz-Nagellack von meinem linken Daumen. Vor zwei Wochen hat Rose mich dazu gedrängt, mir während eines unserer Filmabende die Nägel zu lackieren – nachdem sie beschlossen hatte, dass sie sich nun klassische Hitchcock-Filme anschauen musste, um in Seattle als Kunststudentin ernst genommen zu werden. Als könnten gruselige Schwarz-Weiß-Filme ihr irgendwie die Würde einer *ernsthaften* Künstlerin verleihen.

»Sag ihr, du gehst auf eine Party, sag ihr, dass du tatsächlich auch ein Leben hast. Oder schleich dich einfach raus. Sie bemerkt wahrscheinlich gar nicht, dass du weg bist.«

Ich beiße mir seitlich auf die Lippe und lasse das Knibbeln an meinem Nagel sein. Die Wahrheit ist, dass es mir ein mulmiges Gefühl bereitet, meine Mom auch nur für einen Abend, eine Nacht allein zu lassen. Was, wenn sie mitten in der Nacht aufwacht und feststellt, dass ich gar nicht mehr schlafend in meinem

Bett liege? Würde sie dann glauben, ich wäre ebenso verschwunden wie mein Dad? Würde sie nach mir suchen? Würde sie etwas Leichtsinniges tun, etwas Dummes?

»Sie steckt doch sowieso auf der Insel fest«, fügt Rose noch hinzu. »Wo soll sie denn hingehen? Ist ja nicht so, als würde sie einfach los und ins Wasser gehen.« Sie hält inne und wir starren einander an: Dass sie einfach ins Meer hinausgeht, ist genau das, wovor ich Angst habe. »Was ich meine«, korrigiert Rose sich, »ist, dass ich nicht glaube, dass irgendwas passiert, wenn du sie mal *einen* Abend allein lässt. Und du bist doch auch gleich nach Sonnenaufgang zurück.«

Ich blicke quer durch den Flur zur offen stehenden Tür meines Unterrichtsraums, wo in der ersten Stunde Wirtschaft in globaler Betrachtung ansteht und fast alle bereits auf ihren Plätzen sitzen. Mr. Gratton steht neben seinem Schreibtisch und tippt mit dem Füller auf einem Stapel Unterlagen herum, während er darauf wartet, dass die letzte Glocke läutet.

»Bitte«, fleht Rose. »Das ist die größte Nacht des Jahres, und ich will nicht wieder die Loserin sein, die solo dort auftaucht.« Ein leichtes Lispeln begleitet das Wort »solo«. Als Rose jünger war, hat sie gelispelt. All ihre S-Laute klangen wie Schlangenzischeln. In der Grundschule haben sich die Kinder über sie lustig gemacht, wann immer eine Lehrerin oder ein Lehrer sie aufforderte, etwas laut vor der Klasse vorzutragen. Aber nach den regelmäßigen Besuchen bei einer Logopädin in Newport dreimal die Woche im ersten

High-School-Jahr war es plötzlich, als hätte sie ihren alten Körper hinter sich gelassen und einen neuen bezogen. Meine unbeholfene, lispelnde beste Freundin war wie neugeboren: selbstsicher und furchtlos. Und obwohl sich ihr Aussehen nicht wirklich verändert hatte, strahlte sie nun wie eine wunderschöne, exotische, menschliche Spezies, die mir unbekannt war, während ich genauso blieb, wie ich war. Ich habe dieses Gefühl, dass wir uns eines Tages nicht einmal mehr daran erinnern werden, wieso wir uns überhaupt angefreundet haben. Sie wird davonschweben wie ein bunt gefiederter Vogel, der am falschen Ende der Welt gelebt hat, und ich werde hier zurückbleiben, grau gefiedert und durchnässt vom ewigen Regen und flügellos.

»Na gut«, gebe ich nach, denn ich weiß, wenn ich noch eine Swan-Party auslasse, wird sie mich vielleicht wirklich als einzige Freundin verstoßen.

Sie grinst breit. »Gott sei Dank. Ich dachte schon, ich muss dich kidnappen und hinschleppen.« Sie schiebt die Schultasche höher auf die Schulter und sagt: »Wir sehen uns nach dem Unterricht.« Als das letzte Klingeln aus den blechernen Lautsprechern über unseren Köpfen tönt, eilt sie den Flur hinunter.

Heute ist nur ein halber Schultag: erste und zweite Stunde, denn heute ist auch der letzte Tag vor den Sommerferien. Morgen ist der 1. Juni. Und auch wenn die meisten High Schools ihr Sommersemester nicht so früh legen, hat das Städtchen Sparrow den Countdown dazu schon vor Monaten gestartet. Banner, die Festivitäten zu Ehren der Swan-Schwestern ankündigen, sind



bereits auf dem Marktplatz aufgehängt und über Schau-  
fenstern drapiert worden.

Die Touristensaison beginnt morgen. Und damit geht der Zustrom von Außenstehenden ebenso einher wie der Beginn einer gruseligen, tödlichen Tradition, die Sparrow schon seit 1823 heimsucht – seitdem die drei Swan-Schwestern in unserem Hafen ertränkt wurden. Die Party heute Abend ist der Beginn einer Jahreszeit, die mehr bringt als nur Touristendollars. Sie bringt Folklore, überliefertes Wissen und Spekulationen und Zweifel, was die Geschichte der Stadt angeht. Aber immer, jedes Jahr unweigerlich und ohne Zaudern, bringt sie auch den Tod.



# Ein Gesang

Es beginnt als leises Summen, das mit der Flut hereinrollt. Ein so schwacher Klang, dass es ebenso gut bloß der Wind sein könnte, der durch die dünnen Fensterläden bläst, durch die Bullaugen der im Hafen liegenden Fischerboote und in die Ritzen verzogener Eingangstüren. Aber nach der ersten Nacht lässt sich der Mehrklang der Stimmen nicht länger leugnen. Eine zauberhafte Hymne segelt über die Wasseroberfläche, kühl und sanft und verlockend. Die Swan-Schwestern sind erwacht.



Um kurz vor zwölf Uhr mittags werden die Türen der Sparrow High aufgestoßen und eine lärmende Horde von Schülern und Schülerinnen wird in die klebrige Mittagsluft entlassen. Rufe und aufgeregtes Johlen hallen über das Schulgelände und schrecken die Seemöwen auf, die entlang der Steinmauer hocken, die den Rasen vor dem Gebäude eingrenzt.

Nur die Hälfte der Abschlussklasse hat sich überhaupt zu diesem letzten Schultag blicken lassen, aber all jene, die da sind, reißen Seiten aus ihren Heften und lassen sie vom Wind wegtragen – eine Tradition, mit der sie die Befreiung von der High School feiern.

Die Sonne steht faul und behäbig am Himmel. Sie hat sich durch den Morgennebel gebrannt und scheint nun geschlagen und erschöpft, kann weder den Boden noch unsere kalten Gesichter wärmen. Rose und ich trampeln in unseren Regentiefeln die Canyon Street hinunter, die Jeans in die Stiefel gesteckt, damit sie trocken bleiben, die Reißverschlüsse unserer Jacken offen. Wir hoffen, dass der Tag sich noch aufhellt, die Luft wärmer wird vor der wilden Feier, die die ganze Nacht dauern wird, und ich bin nach wie vor nicht wirklich begeistert hinzugehen.

Wir biegen rechts in die Ocean Avenue ab und bleiben an der nächsten Ecke stehen, wo Rose' Mom einen Laden hat, der dort wie eine kleine quadratische Torte steht, mit weiß gestrichenen Ziegelwänden und rosafarbenen Dachtraufen. Dort arbeitet Rose jeden Tag nach der Schule. Auf dem Schild über der Tür steht: ALBAS TORTEN FÜRS VERGESSEN in blassrosa Buchstaben, die wie gespritzter Zuckerguss aussehen auf dem sahnefarbenen Hintergrund. Aber das hölzerne Schild hat einen grünlichen Schimmer angenommen, der irgendwann weggeschrubbt werden muss. Ein ständiger Kampf gegen die salzige, schlickige Luft.

»Ich hab heute nur eine Zwei-Stunden-Schicht«, sagt Rose und hebt sich die Schultasche auf die andere Schulter. »Treffen wir uns um neun am Dock?«

»Klar.«

»Weißt du, wenn du ein Handy hättest wie ein normaler Mensch, könnte ich dir nachher einfach eine SMS schreiben.«

»Handys funktionieren auf der Insel nicht«, merke ich zum hundertsten Mal an.

Sie stößt genervt den Atem aus. »Was katastrophal unpraktisch für mich ist.« Als wäre sie diejenige, die den fehlenden Mobilfunkempfang ertragen muss.

»Du wirst es überleben«, erwidere ich mit einem halben Grinsen, und sie erwidert es mit einem Lächeln, bei dem die Sommersprossen auf ihrem Nasenrücken und auf den Wangen das Sonnenlicht einfangen wie Sternbilder aus goldenem Sand.

Die Tür hinter ihr wird mit solchem Schwung geöffnet, dass Glöckchen und Metallstäbe klirrend gegen

die Scheibe plinkern. Ihre Mom, Rosalie Alba, tritt heraus ins Sonnenlicht und schirmt den Blick mit der Hand ab, als sähe sie zum ersten Mal seit dem letzten Sommer die Sonne.

»Penny«, sagt Mrs. Alba und lässt die Hand sinken.  
»Wie geht es deiner Mutter?«

»Unverändert«, gebe ich zu. Mrs. Alba und meine Mom waren mal befreundet, auf ganz lockere Art. Manchmal trafen sie sich samstagsmorgens zum Tee, oder Mrs. Alba kam raus nach Lumiere Island und sie und meine Mom backten Kekse oder Brombeerkuchen, wenn die dornigen Brombeersträucher wieder anfangen, die Insel zu überwuchern, und mein Dad drohte, sie alle abzubrennen.

Mrs. Alba ist auch eine der wenigen im Ort, die immer noch nach meiner Mom fragen – die es immer noch kümmert. Es ist jetzt drei Jahre her, dass mein Vater verschwand, und es ist, als hätte die Stadt ihn komplett vergessen. Als hätte er nie hier gelebt. Aber es ist so viel leichter, ihre ausdruckslosen Blicke zu ertragen, als die Gerüchte und Spekulationen mit anhören zu müssen, die in den Tagen, nachdem er verschwunden war, durch den Ort getragen wurden. *John Talbot hat sowieso nie hierhergehört, hatten die Leute geflüstert. Er hat seine Frau und seine Tochter verlassen; er hat es immer gehasst, in Sparrow zu leben; er ist mit einer anderen Frau weggelaufen; das Leben auf der Insel hat ihn wahnsinnig werden lassen und so ist er ins Meer hinausgewatet.*

Er war von außerhalb und ist von den Einheimischen nie ganz akzeptiert worden. Sie schienen erleichtert, als

er fort war. Als hätte er das verdient. Aber Mom war hier aufgewachsen und auf die Sparrow High gegangen. Dann hatte sie meinen Vater am College in Portland kennengelernt. Sie liebten sich, und ich weiß, dass er uns niemals im Stich gelassen hätte. Wir waren glücklich. Er war glücklich.

Etwas weit Merkwürdigeres ist ihm vor drei Jahren zugestoßen. Einen Tag war er noch hier, am nächsten nicht mehr.

»Würdest du ihr das hier geben?«, bittet Mrs. Alba und streckt ihre Hand aus. Auf der Handfläche hält sie eine kleine rosa Schachtel mit einer weißen, gepunkteten Schleife.

Ich nehme sie ihr ab und lasse das Band durch meine Fingerspitzen fließen. »Welche Sorte?«

»Zitrone und Lavendel. Ein neues Rezept, an dem ich seit einer Weile experimentiere.« Mrs. Alba backt keine normalen Törtchen für die normale Lust auf Süßes. Ihre winzigen Torten fürs Vergessen sind dafür gedacht, dass man das Schlimmste vergisst, was einem zugestoßen ist. Mit ihrer Hilfe sollen schlimme Erinnerungen gewegischt werden. Ich bin nicht ganz überzeugt, dass sie das tatsächlich können. Aber Einheimische wie Sommertouristen verschlingen die kleinen Törtchen, als wären sie äußerst starke Heilmittel, Arzneien für jeden unliebsamen Gedanken. Mrs. Potts, die in einem schmalen Haus in der Alabaster Street wohnt, behauptet, dass sie sich nach dem Genuss eines besonders reichhaltigen Schokoladen-Feigen-Basilikum-Törtchens nicht mehr an den Tag erinnern konnte, als der Hund ihres Nachbarn Wayne Bailey ihr in die Wade biss und sie zum

Bluten brachte, was eine Narbe hinterließ, die wie ein hoch aufgetürmter Blitz aussieht. Und Mr. Rivera, der Postbote des Ortes, sagt, dass er sich nur noch vage an den Tag erinnert, an dem seine Frau ihn für einen Klempner verlassen hat, der in Chestnut Bay lebt, eine Autostunde in nördlicher Richtung entfernt. Dennoch vermute ich, dass es nur der schaufelweise hinzugefügte Zucker und die besonderen Aromen in Mrs. Albas Küchlein sind, die dir für einen kurzen Moment nicht mehr erlauben, an etwas anderes zu denken als an die Hochzeit von urtümlichem Lavendel und säuerlicher Zitrone, die nicht einmal deine schrecklichsten Erinnerungen verdrängen kann.

Als mein Vater verschwand, fing Mrs. Alba an, mir Törtchen in jeder nur vorstellbaren Geschmacksrichtung für zu Hause mitzugeben – Himbeer-Limetten-Tarte, Haselnuss-Espresso-Küchlein, Algen-Kokos-Schaum – in der Hoffnung, dass sie vielleicht auch meiner Mutter helfen würden zu vergessen, was geschehen war. Aber nichts hatte ihre Trauer durchbrechen können, die wie eine steife Wolke war, die der Wind nicht einfach so verwehen konnte.

»Danke«, sage ich, und Mrs. Alba zeigt mir ihr breites Lächeln voller Zähne. Ihre Augen sind wie Tümpel voller Wärme und Güte. Und ich habe mich immer getröstet gefühlt in ihrer Nähe. Mrs. Alba hat spanische Wurzeln, aber Rose' Vater ist reinblütiger Ire, in Dublin geboren, und Rose hat es geschafft, ihr Aussehen komplett von ihm zu erben, was ihr gar nicht gefällt. »Dann bis um neun«, verabschiedete ich mich von Rose, und sie und ihre Mutter verschwinden im

Laden, um so viele Torten fürs Vergessen zu backen, wie sie können, bevor morgen früh die Busladungen von Touristen eintreffen.

Für mich hat sich der Vorabend vor dem Beginn der Swan-Saison schon immer belastend angefühlt, wie eine dunkle Wolke, die ich nicht abschütteln kann.

Das Wissen um das, was kommt; der Tod, der schleichend über die Stadt hereinzieht wie ein Schicksal, dessen Klauen sich nach der Tür eines jeden Ladens und Zuhauses ausstrecken. Ich spüre es in der Luft, in der Gischt des Meeres, in den Leerstellen zwischen den Regentropfen. Die Schwestern kommen.

Alle Zimmer der drei Bed-and-Breakfast-Pensionen entlang der Bucht sind für die nächsten drei Wochen ausgebucht, also bis zum Ende der Swan-Saison, das am Tag der Sommersonnenwende um Mitternacht kommt. Zimmer mit Blick aufs Meer kosten das Doppelte von dem, was man für jene verlangen kann, deren Fenster zum Land hinzeigen. Die Leute stoßen ihre Fenster gern weit auf und treten hinaus auf die Balkone, um den Lockruf der Swan-Schwwestern zu hören, das Singen aus der Tiefe des Hafenbeckens.

Einige frühe Touristen haben bereits den Weg in den Ort gefunden und schleppen ihr Gepäck in die Lobbys oder knipsen Fotos vom Hafen. Fragen, wo sie hier den besten Kaffee oder eine Tasse heiße Suppe bekommen, denn ihr erster Tag in der Stadt erscheint ihnen üblicherweise als der kälteste. Es ist eine Kälte, die sich in ihren Knochen breitmacht und sich kaum vertreiben lässt.



Ich hasse diese Jahreszeit, so wie die meisten Einheimischen. Aber es ist nicht der Zustrom der Touristen, der mich nervt; es ist die Ausbeutung, das Schauspiel eines Zeitraums, der als Fluch auf dieser Stadt liegt.

Am Dock schmeiße ich meine Schultasche auf eine der Sitzbänke im Skiff. Entlang der Steuerbordseite ist der weiße Anstrich übersät von Kratzern und Dellen wie ein Morsecode. Mein Dad verpasste dem Skiff jedes Frühjahr einen neuen Anstrich, aber auch das wurde in den letzten drei Jahren vernachlässigt. Manchmal fühle ich mich genau wie der Bootsrumpf: voller Narben, zerbeult und dem Rost überlassen, seit er draußen auf See verschwunden ist.

Ich stelle die kleine Kuchenschachtel auf die Bank neben meine Tasche und gehe dann zum Bug, wo ich gerade die Leine losmachen will, als ich das hohle Stampfen von Schritten höre, die hinter mir das Dock herunterkommen.

Ich halte die geknotete Schlinge immer noch in der Hand, als ich einen Jungen bemerke, der mehrere Schritte entfernt stehen geblieben ist und etwas in der linken Hand hält, das wie ein zerknitterter Zettel aussieht. Sein Gesicht wird teilweise von der Kapuze seines Sweatshirts verdeckt, und von seinen Schultern hängt ein schwerer Rucksack. »Ich suche nach Penny Talbot«, sagt er. Seine Stimme ist wie kaltes Wasser frisch aus der Leitung, sein Kiefer eine harte Linie. »Mir wurde gesagt, dass ich sie vielleicht hier finden kann.«

Ich richte mich wieder auf, versuche in seine Augen zu sehen, aber über der oberen Hälfte seines Gesichts

liegt ein Schatten. »Wieso suchst du nach ihr?«, frage ich zurück, denn ich bin nicht wirklich sicher, ob ich ihm sagen möchte, dass *ich* Penny Talbot bin. Noch nicht.

»Ich hab das hier oben im Diner gefunden ... im Chowder«, erklärt er mit unsicherem Unterton, so als wäre er nicht sicher, ob er sich den Namen des Lokals richtig gemerkt hat. Das Chowder ist ein kleiner Diner am Ende von Shipley Pier. Es geht bis aufs Wasser hinaus und wird seit zehn Jahren immer wieder zum »besten Diner« in Sparrow gewählt – laut der hiesigen Zeitung, die den Namen *Catch* trägt, also quasi den Fang des jeweiligen Tages abzubilden verspricht. Es ist eine kleine gedruckte Zeitung, die genau zwei Angestellte beschäftigt, von denen einer Thor Grantson ist, weil seinem Vater das Blatt gehört. Thor ist derselbe Jahrgang wie ich. Während des Schuljahrs gehört das Chowder den einheimischen Jugendlichen, aber in den Sommermonaten müssen wir die abgewetzten Hocker entlang der Theke und die Tische auf der Terrasse mit den Touristenhorden teilen. »Ich suche Arbeit«, fügt er hinzu und hält mir das zerfledderte Stück Papier hin, damit ich es lesen kann, und da wird mir klar, worum es sich handelt. Vor fast einem Jahr habe ich einen Zettel an die Korkwand im Chowder gepinnt, um mir Hilfe beim Unterhalt des Leuchtturms auf Lumiere Island zu suchen, denn meine Mom war inzwischen kaum mehr in der Lage, irgendetwas zu tun, und allein kam ich nicht zurecht. Ich hatte vergessen, dass ich den Zettel dort aufgehängt hatte, und nachdem sich nie jemand gemeldet hatte, um diesen Posten zu übernehmen, und

die krakelige, handschriftliche Stellenanzeige irgendwann unter anderen Flyern und Visitenkarten begraben wurde, sorgte ich eben irgendwie dafür, dass ich es allein hinbekam.

Aber nun hat dieser Kerl von außerhalb das Papier irgendwie unter dem Wirrwarr aus Zetteln, die an der Korkwand hängen, gefunden. »Ich brauche die Hilfe nicht mehr«, sage ich kategorisch, während ich die Leine ins Boot werfe und gleichzeitig unbeabsichtigt preisgebe, dass ich tatsächlich Penny Talbot bin. Ich will nicht, dass jemand von außerhalb auf der Insel arbeitet. Jemand, über den ich nichts weiß. Dem ich nicht trauen kann. Als ich die Anzeige angepinnt habe, hatte ich gehofft, dass sich ein arbeitsloser Fischer oder jemand aus meiner Schule melden würde. Aber das tat niemand.

»Du hast jemand anderen gefunden?«, vergewissert er sich.

»Nein. Ich brauche jetzt bloß niemanden mehr.«

Er streicht sich mit der Hand über den Kopf, schiebt die Kapuze zurück, die sein Gesicht halb verdeckt hat, und enthüllt blanke, tiefgrüne Augen, deren Farbe an den Wald nach einem Regenguss erinnert. Er sieht nicht aus wie ein Landstreicher, weder schmutzig noch so, als hätte er nur in Tankstellenwaschräumen duschen können. Trotzdem besitzt er das offensichtliche Auftreten eines Außenseiters: auf der Hut und bedacht, was seine Umgebung angeht. Er spannt die Kiefermuskeln an, beißt sich auf die Unterlippe und blickt über die Schulter zurück die Küstenlinie entlang, wo das Städtchen unter der Nachmittagssonne funkelt, als wäre es mit Glitzer besprenkelt worden.

»Bist du wegen der Swan-Saison hier?«, will ich wissen und betrachte ihn misstrauisch.

»Wegen was?« Er erwidert meinen Blick. In jeder noch so kleinen Regung seinerseits steckt eine gewisse Härte: im Zucken einer Wimper, in der Bewegung seiner Lippen, bevor er den Mund aufmacht, um etwas zu sagen.

»Warum bist du dann hier?« Er hat offenbar keinen Schimmer, was die Swan-Saison ist.

»Es war der letzte Ort der Buslinie.« Das stimmt. Sparrow ist der letzte Halt einer Busroute, die sich gemächlich die Küste Oregons hinaufzieht, mit Haltestellen in mehreren malerischen Küstendörfern, bis sie in Sparrow in einer Sackgasse endet. Die felsige Kammlinie steht jedweder Straße entgegen, die weiter die Küste hinaufführen könnte; der Verkehr muss daher über mehrere Meilen landeinwärts umgeleitet werden.

»Du hast dir einen schlechten Zeitpunkt ausgesucht, um in Sparrow zu landen«, sage ich, während ich das letzte Tau losmache, es aber noch festhalte, um das Skiff daran zu hindern, vom Dock wegzudriften.

Er stopft die Hände in die Taschen seiner Jeans.  
»Und wieso das?«

»Morgen ist der 1. Juni.«

Seiner starren, unveränderten Miene entnehme ich, dass er wirklich keine Ahnung hat, in was er da gerade hineingestolpert ist.

»Tut mir leid, dass ich dir nicht helfen kann«, sage ich, statt auch nur zu versuchen, ihm all die Gründe zu erläutern, wieso es besser für ihn wäre, wenn er den morgigen Bus zurück und fort von hier nehmen würde.

»Du kannst in der Fischfabrik nach Arbeit fragen oder auf einem der Fischerboote, aber die stellen normalerweise keine Leute von außerhalb ein.«

Er nickt, beißt sich erneut auf die Lippen und blickt an mir vorbei aufs Meer, auf die Insel in der Ferne.  
»Wie sieht es mit einer Unterkunft aus?«

»Du kannst es bei einem der Bed and Breakfasts versuchen, aber die sind um diese Jahreszeit normalerweise ausgebucht. Die Touristensaison fängt morgen an.«

»Am 1. Juni?«, echot er, als will er dieses rätselhafte Datum noch einmal klarstellen, das mir offensichtlich etwas sagt, ihm aber nicht.

»Ja.« Ich steige ins Boot und ziehe an der Motorleine. »Viel Glück.« Und ich lasse ihn auf dem Dock stehen, während ich quer durch die Bucht hinüber zur Insel tuckere. Ich blicke mehrfach zurück und er ist immer noch da und betrachtet das Wasser, als wäre er unsicher, was er als Nächstes machen soll, bis ich ein letztes Mal zurückblicke und er fort ist.



[www.sheaernshaw.com](http://www.sheaernshaw.com)

Shea Ernshaw ist Bestsellerautorin der Bücher *The Wicked Deep*, *Winterwood*, *A Wilderness of Stars*, *Long Live the Pumpkin Queen* und *A History of Wild Places*. Ihre Werke wurden schon in mehr als 20 Sprachen übersetzt.

Sie schreibt oft bis spät in die Nacht, liebt finstere Wälder, Gruselgeschichten und Mondlicht, wenn es auf den Wassern von Seen schimmert.

Infos, Leseprobe & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)